



Wilfried Eggers
Die oder ich

Kriminalroman

|gr|a|f|it|

Wilfried Eggers

Die oder ich

Kriminalroman

|g|r|a|f|i|t|

Copyright

© 2011 by GRAFIT Verlag GmbH
Chemnitzer Str. 31, D-44139 Dortmund

Internet: www.grafit.de

E-Mail: info@grafit.de

Alle Rechte vorbehalten.

Umschlagfoto: Corbis Super RF/F1online

eBook-Produktion: **GGP Media GmbH**, Pößneck

eISBN 978-3-89425-854-2

Der Autor

Wilfried Eggers, geboren 1951, verheiratet, drei Kinder, überzeugter Moorbewohner. Seit Ende der Siebzigerjahre ist er als selbstständiger Notar und Rechtsanwalt tätig und hat so Einblick in das gesamte Spektrum des prallen Lebens. Mit *Die Tote, der Bauer, sein Anwalt und andere* debütierte er 2000 als Kriminalromanautor. Es folgten *Ziegelbrand und Paragraf 301*. *Paragraf 301* wurde als einer der fünf besten Romane, die 2008 erschienen sind, für den ›Friedrich-Glauser-Preis‹ nominiert.

www.wilfried-eggers.de

Inhalt

Vorbemerkung

Prolog - Oder jenseits der Gerechtigkeit

1. Kapitel - Mit dem die Geschichte ganz harmlos anfängt und Rechtsanwalt Schlüter lernt, Tomaten zu hassen

2. Kapitel - In dem wir der Hauptperson dieser Geschichte, Horst Kurbjuweit, eine Weile zusehen

3. Kapitel - In dem Bauer Schlichtmann ziemlich verbissen Holz sägt, aber noch nicht verraten wird, warum

4. Kapitel - In dem wir Kevin kennenlernen und eine Reklamezeitung Horst Kurbjuweit auf dumme Gedanken bringt, die noch Folgen haben werden

5. Kapitel - In dem Bauer Schlichtmann über seinen Nachbarn lästert und der in plötzliche Schwierigkeiten kommt

6. Kapitel - In dem Rechtsanwalt Schlüter Gabelstaplerweisheiten lernt und sich Gedanken macht über Fragen, die er nicht gestellt hat

7. Kapitel - In dem wir lesen, wie Horst Kurbjuweit die Welt sieht und Kevin ihn über grundlegende Tatsachen des Lebens aufklärt

8. Kapitel - In dem es langsam ungemütlich wird, weil Rechtsanwalt Schlüter ein grausiges Erlebnis hat

9. Kapitel - In dem wir lesen, wie weit es Horst Kurbjuweit mit der Sparsamkeit treibt

10. Kapitel - In dem Kurbjuweit das alte Spiel Brunnen, Stein, Schere und Papier verliert

11. Kapitel - In dem es Schlüter auch nicht besser geht, jedenfalls bildet er sich das ein

12. Kapitel - In dem Horst Kurbjuweit sich selbst erkennt und wir einen heiligen Nachmittag erleben

13. Kapitel - In dem Horst Kurbjuweit ein Neujahrskonzert hört, das ihn Nerven kostet
14. Kapitel - In dem Horst Kurbjuweit etwas hört, was sein schiefes Leben ganz aus der Bahn bringt
15. Kapitel - In dem Horst Kurbjuweit einen Beschluss mit weitreichenden Folgen fasst
16. Kapitel - In dem Rechtsanwalt Schlüter einen merkwürdigen Brief bekommt
17. Kapitel - In dem Horst Kurbjuweit gefährlich gute Laune hat
18. Kapitel - In dem wir mit Kurbjuweit auf Streife gehen und erleben, wie Angst Ordnung macht
19. Kapitel - In dem Schlüter vom Alten Testament erzählt und Kevin Thielpape eine komische Mitteilung macht
20. Kapitel - In dem Horst Kurbjuweit den vorletzten Schritt in die Einsamkeit geht
21. Kapitel - In dem ein merkwürdiges Strafgericht tagt und der Zufall, dieser Bruder Leichtfuß, mächtig springt
22. Kapitel - In dem Horst Kurbjuweit den letzten Schritt in die Einsamkeit geht
23. Kapitel - In dem es auf ein fröhliches Abendmahl geht, das unfröhlich endet, wie sich der Leser denken kann
24. Kapitel - In dem wir ein Geständnis hören
- Epilog - In dem sich der Kreis schließt, wie sich das gehört für eine runde Geschichte

Vorbemerkung

Manche Leser werden die Aufzeichnungen Horst Kurbjuweits in Teilen für unanständig halten. Ich kann nichts dafür. Ich hafte nicht für andere. Ich entschuldige mich nicht. Peter Schlüter hat mir die Papiere, die man bei Horst Kurbjuweit gefunden hat, übergeben, und ich habe nur aus ihnen zitiert. Im Übrigen gilt der alte Grundsatz: Dies ist ein Roman. Der Verfasser hat alles erdichtet, aber nichts erdacht.

Prolog

Oder jenseits der Gerechtigkeit

Ich werde es Ihnen erklären.

Ich muss mich nicht rechtfertigen. Ich würde es jeden Tag wieder so tun. Jeder, der bei Verstand ist, hätte gehandelt wie ich. Alles, was ich getan habe, beruht auf nüchternen Überlegung.

Also:

Eine Frau berührte mich. Sie seufzte, rieb ihren Leib brünstig an meinem, ihre Brüste an meiner Wange. Ich spürte es, so wie ich jetzt meinen rechten Handballen über das Papier rücken spüre beim Schreiben.

»Wach auf!«

Keine Brüste mehr. Nur ein kalter Luftzug. Ich brachte ein Auge auf, sah eine Hand über meinem Gesicht. Der Fingernagel am kleinen Finger eunuchenhaft lang und zu einer Krallen gebogen.

Ein Trugbild. Ich schloss mein Auge.

Und wieder fühlte ich diese wunderschönen Brüste an meinem Gesicht, an meiner Haut. Die Warzen richteten sich auf. Sie strömten einen betörenden Duft aus, nach Schweiß und Honig. Ich wollte sie küssen, sie in mich aufnehmen, die Frau umarmen. Aber sie kicherte und hielt meine Hände fest.

»Komm, Liebste«, hörte ich mich sagen. Ich hatte mich noch nie getraut, so zu einer Frau zu sprechen. Ich habe nicht sehr viel Erfahrung mit Frauen. Ich fühlte mich frei von aller Last.

»Du Schlingelchen, du schlimmes, sei still ...«

Still sollte ich sein. Die Hände hielt sie mir fest. Ich hätte sie so gern umarmt.

»Du bist mir einer! Pennst mir glatt weg!«

Das war nicht ihre Stimme. Das war eine trockene blecherne Stimme, die Stimme eines Automaten.

Ich sah in ein verschrumpeltes Kindergesicht, auf dem sich dürre Büschel fetter Haare sträubten.

»Hast du auch 'ne Frau umgebracht, Kumpel?«

»Wieso soll ich eine Frau umgebracht haben?«, fragte ich und wollte fort von diesen Augen, die mich anstarrten, die nicht genug Platz hatten in diesem verdorrten Gesicht.

»Weil du nach ihr gerufen hast, nach deiner Liebsten«, lachte es, »und da dachte ich, du hättest auch mal eine umgebracht und ich könnte mit dir darüber reden ... Ich bringe nämlich immer Frauen um, ich ...«

»Was?!«

Ich wollte fort, aber ich konnte mich nicht rühren. Ich war noch müde, gefangen im Schlaf.

»Frauen ...«

Sein Kopf war wie eine Backpflaume an einem dünnen und knöchigen Leib, er schwankte über mir hin und her, der Schatten eines rattenhaften Grinsens huschte über sein Gesicht.

»Frauen sind so ... Und wenn ich eine schlachte, dann mache ich immer ...« Er tippte mir den Zeigefinger auf die Stirn.

»Lass mich!«

»Willst wohl nicht zuhören? Musst aber zuhören! Will dir erzählen von der Roswitha, die Letzte, die ich müde gemacht habe, sie hatte so viel Blut, sie ...«

Er schluckte trocken, er hatte einen Adamsapfel so dick und ledrig wie eine Kröte. Dann lachte er und es klang wie das Keckern eines Fasans, der auffliegt.

»Hör auf!« Ich wurde wütend. Endlich war ich richtig wach, ich wollte mich aufrichten, aber etwas hielt mich, und eine Angst durchfuhr mich, als ich merkte, dass ich gefesselt lag.

»Se ham dich festgemacht, Freundchen. Festgemacht ham se dich, ganz fest, so wie ich die Roswitha festgemacht habe ...« Die Backpflaume grinste ihr Schattengrinsen.

Jetzt erst fielen mir die beiden anderen am Fenster auf. »He, ihr zwei, kommt mal bitte her, ich will ...«

Der eine drehte sich um. Er hatte ein totes Gesicht und Asche in den Augen.

»Wo bin ich?!«

Ich hatte Angst wie noch nie in meinem Leben, noch nicht einmal an jenem Tag, den ich den Tag der Entscheidung nenne, der jetzt schon Monate zurückliegt. Inzwischen ist November. Ich hatte keine Waffe. Ich hatte noch nicht einmal meine Hände. Es rauschte in meinen Ohren. Es war, als wenn du gesprungen bist – dir bleiben noch ein paar Sekunden, bis du aufschlägst: das Ende.

Die Backpflaume grinste. »Na rate mal, wo du bist. Bei uns biste, hähähä.« Er keckerte wieder wie ein Fasan, schrill und laut und schüttelte die Knochen seines Kinderleibes.

Der andere am Fenster drehte sich um. Er hatte eine wulstige Unterlippe, die tief herabhing, und blöde Augen unter halben Lidern in einem mächtigen Schädel, auf dem rote Haare wuchsen.

»He, ihr, macht mich los, macht mich ...«

Der mit den Ascheaugen wandte sich ab und sah wieder aus dem Fenster. Der Wulstlippige machte es ihm nach, in Zeitlupe. Das Fenster hatte keinen Griff. Die Tür keine Klinke.

»Ihr müsst mich ...!« Ich zerrte an meinen Fesseln. Sie schnitten mir ins Fleisch.

»Geht nicht, Mann. Geht nicht«, sagte die Backpflaume. »Und jetzt erzähle ich dir, wie ich die Roswitha müde gemacht habe. Erst habe ich sie gefangen, Mann. Gefangen, ja. Ganz für mich, sie war ...« Sein Grinsen war zärtlich, kalt

und gefährlich zugleich. Ich habe das alles registriert und ich sehe ihn immer noch vor mir.

Was konnte ich tun? Ich konnte nur noch schreien. Nach Hilfe. So laut ich konnte.

»Was is?«

Eine neue Stimme. Der Mann stand am Fußende meines Bettes. Er musste durch die Tür gekommen sein, durch die Tür ohne Klinke. Er trug einen weißen Kittel und hatte einen Stoppelbart.

»Machen Sie mich los!«

»Das geht leider nicht.«

»Warum nicht? Ich will wissen, wo ich bin. Wo bin ich?«

»Sie sind auf der forensischen Abteilung der psychiatrischen Klinik Lüneburg, 3. Stock«, antwortete der Weiße. »Mehr bin ich nicht befugt, Ihnen zu sagen.«

»Foren-, was?«

Ich hatte begriffen. Ich bin nicht dumm. Auch wenn ich kein Abitur habe und nicht studiert bin wie die andern, die jetzt über mich bestimmen. Ein paar Fremdworte kenne ich. Und dann dämmerte es mir. Drei Verrückte waren hier. Und ich sollte der vierte sein. Die Erinnerung an das, was geschehen war, kehrte zurück.

»Aber das geht nicht«, sagte ich. »Ich werde alles erklären, es ist nicht so, wie Sie denken, ich habe nicht ...«

»Sagt hier jeder«, unterbrach mich der Weiße müde. »Inklusive des Lenins und der zwei Jesusse, die wir hier haben.« Er wandte sich zum Gehen.

»Und wieso bin ich hier und nicht im ...«

»Suizidgefahr. Sie waren ganz schön fertig, als man Sie festgenommen hat.«

Jetzt, während ich dies schreibe, weiß ich es wieder, aber damals, an meinem ersten Tag in der Psychiatrie, war mein Hirn leer.

»Aber ich will ...«

»Sie wollen gar nichts. Beruhigen Sie sich. Werden Sie vernünftig. Dann sehen wir weiter.«

Jedes Wort ein Urteil.

Ich muss wohl einen Seitenblick auf die Backpflaume geworfen haben, denn der Weiße ergänzte: »Der ist harmlos. Bringt nur Frauen um, wenn er draußen ist, hähä.«

»Doof wie ein Bauer«, hörte ich noch, dann krachte die Tür hinter dem Mann ins Schloss. Ich hatte vergessen, nach einem Anwalt zu verlangen. Das ist doch das Erste, an das man denken muss, wenn man seiner Freiheit zu Unrecht beraubt worden ist!

»Jetzt will ich dir endlich erzählen, wie ich die Roswitha ...«

»Du erzählst mir gar nichts!«, schrie ich.

»Wirst schon hören! Kannst dir nicht die Ohren zuhalten! Ich hab ihr mit dem ...«

»Halt die Schnauze, du Wichser, du ...«

»Wirst beleidigend, Kleiner, was? Bin kein Wichser. Bist wohl selber ein Wichser. Ich hab's in echt gemacht mit der Roswitha.«

Ich brüllte aus Leibeskräften, bis sogar der mit den Ascheaugen zu mir hinsah, bis wieder der Weiße vor meinem Bett stand.

»Holen Sie mich hier raus! Ich will ...«

»Sagte ich das nicht schon? Hier gibt's nichts zu wollen, Herr ... ähh. Wenn Sie weiter Lärm machen, kriegen Sie 'ne extra Portion, damit Sie wieder ruhig werden. Noch mal, und ich hole den Chef und dann ist es so weit.«

So war das. Du bist eine Nummer. Sie kennen noch nicht einmal deinen Namen. Du bist ohne Rechte. Wie im Mittelalter. Sie können alles mit dir machen. Sie werden alles mit dir machen. Das lernte ich schnell. Was sollte ich tun? Wie hieß dieser Anwalt? Ich hatte viel vergessen.

»Also die Roswitha, die hatte einen Bauch, sag ich dir, einen Bauch, so was von herrlich, und erst ihr Blut, ihr

warmes Blut ...«

Ich kniff die Augen so fest zu, wie ich konnte, und versuchte, an etwas Schönes zu denken, an die Zeit, als alles in Ordnung schien, aber ich schaffte es nicht, damit gegen Roswithas blutigen Bauch anzukommen. Ich begriff, dass die fremde Frau, die mit ihren schönen Brüsten mein Gesicht gestreichelt hatte, nur ein Traum gewesen war, in Wahrheit aber hatte Kalle der Lustmörder in meinem Gesicht herumgefummelt mit seinen Flossen. Es würgte mich, weil ich fast an ihnen genuckelt hätte, an diesen Eunuchenfingern, und dass ich Mörderfinger und Frauenbrüste nicht hatte unterscheiden können - was gilt eigentlich noch, worauf kann man sich eigentlich noch verlassen, ich hätte mich schlagen können, ich war so dumm gewesen, ich hatte Prügel verdient, und dann fielen mir endlich die Prügel ein, die ich von meinem Vater bekommen hatte, früher, als ich zu klein gewesen war, um mich zu wehren. Wie ich mich geduckt habe unter seinen Schlägen, mit dem Gürtel machte er es immer, über die Sofakante musste ich mich legen, oder über einen Stuhl, er zerrte mir die Hose herunter und sich selbst den Gürtel heraus, die Schnalle ließ er auf mein Fleisch sausen, und ich biss die Zähne zusammen, so fest, dass es in den Ohren rauschte und ich nichts mehr fühlen konnte und nichts mehr hören konnte, noch nicht einmal, wie er brüllte, dass er es bedauerte, mich gezeugt zu haben, und dass es ihm leid täte, dass sie es nicht geschafft hätten, mich Missgeburt rechtzeitig wegmachen zu lassen, das sei ja unter Adolf nicht gegangen, du verdienst es nicht zu leben, brüllte er mit rotem Kopf, Geifer spritzte ihm von den Lippen und mir das Blut von meinem mageren Hintern, aber kein Laut kam aus mir und keine Tränen.

Den Gefallen tat ich ihm nicht.

Damals hatte ich mich vorbereitet, mich zu wehren, zu verteidigen, zu kämpfen. Eines Tages. Später.

1. Kapitel

Mit dem die Geschichte ganz harmlos anfängt und Rechtsanwalt Schlüter lernt, Tomaten zu hassen

Wochenende. Freitag. Früher Abend, Dämmerung. Der beste Abend der Woche. Zwei Tage Freiheit, zwei Tage nicht ins Büro, zwei Tage lesen und Tee trinken, und das bei Sonnenschein.

Rechtsanwalt Peter Schlüter, den manche seiner Kollegen auch ›den Fuchs‹ nannten, interessierte sich für den Wetterbericht, seit dem Umzug nach Engelsmoor. Er sehnte sich nach Licht und Sonne, denn sie waren das Beste an dem neuen Leben, sie hatten seine Depression gelöst, die Vereisung aufgetaut, die ihn nach jener schrecklichen Reise in die Türkei umschlossen hatte. Hier im Engelsmoor schien die Sonne rund ums Haus, hinein ins Herz. Dagegen war die alte Wohnung im Gerbergang in der Hemmstedter Altstadt dunkel gewesen, nur nachmittags leuchtete die Sonne ins Wohnzimmerfenster. Endlich fort von den vielen Gesichtern, fort in die weite Einsamkeit der Weiden und Moore.

Seit zwei Jahren wohnten sie nun schon auf dem Land. Das alte Grabertsche Altenteilerhaus in Engelsmoor hatte zum Verkauf gestanden, nachdem die Hofstelle verwaist und das Land an die anderen Bauern verkauft oder verpachtet worden war. Die beiden Söhne wollten die mühselige Moorwirtschaft nicht weiter betreiben; der Hof war zu klein, der Investitionsstau zu groß. Also hatten Schlüters den bescheidenen Ziegelbau gekauft, der in den Sechzigerjahren dreihundert Meter von der Hofstelle entfernt errichtet worden war. Eigentlich hätte Schlüter lieber gemietet, um unabhängig zu bleiben, aber Grabert wollte nur verkaufen, und nun saßen sie hier draußen, eins fünfzig unter

Normalnull, fünfzig Meter von der Moorstraße entfernt, ans Eigentum gekettet und allein, abgesehen von einem Kater, den sie übernommen hatten. Er hieß Gustav, nach dem alten Grabert, und ihm war es egal, wer ihn fütterte, Hauptsache der Napf war voll und der Igel klaute nicht allzu frech.

Die Bücher waren bei dem Umzug das größte logistische Problem gewesen, denn im Gerbergang in Hemmstedt waren sie auf zwei Wohnungen verteilt gewesen, auf eine Wohn-Wohnung mit vielen Büchern und eine nebenan gelegene Bücher-Wohnung, die sie dazugemietet hatten. Im Erdgeschoss das große Wohnzimmer ging nach Süden, davor befand sich die Terrasse und der Rosengarten. Auf gleicher Ebene war die Küche, die sie aus ihrem Zellendasein befreit und dem Wohnzimmer zugeschlagen hatten, außerdem ein Esszimmer, wie man es früher hatte, das zum Arbeitszimmer für Christa geworden war. Im Obergeschoss gab es außer dem Badezimmer drei Räume, von denen sie eines als Schlafzimmer und die beiden anderen, nun durch einen Durchgang miteinander verbunden, als Zweitbibliothek nutzten. Der Spitzboden darüber war nur über eine ausziehbare Stiege erreichbar und eignete sich nicht für Bücher. Immerhin war es mithilfe des Tischlers gelungen, auf den übrigen Flächen einigermaßen Regalplatz zu schaffen.

Während Christa in ihrem neuen Landleben aufging, Rosen pflanzte und pflegte und neue Blumenbeete anlegte, neben dem Haus Zwiebeln, Salat und sogar Kartoffeln anbaute wie die anderen Landfrauen im Moor, zweifelte Schlüter, ob es richtig gewesen war, aus der Stadt fortzugehen, nur weil er nach der fatalen Reise in die Türkei in eine depressive Phase geraten war und einen Tapetenwechsel gebraucht hatte. Er war mehr mit der Kleinstadt verwachsen, als er gedacht hatte.

Das Leben hatte sich geändert und mit ihm die Bücher, die man las. Hier draußen erlebte man den ruhigen Atem der Natur, die verlässliche Wiederkehr der Jahreszeiten, und während die Amsel oben auf dem höchsten Ast der Erle ihre selbst komponierten Lieder in den Sonnenuntergang sang, fühlte man sich gelassen genug für den alten Jean Paul, man nahm ihn aus dem Regal, blies den Staub vom Seitenschnitt, schob den Sessel an die Terrassentür und studierte im letzten Licht des milden Abends den *Titan*. Man folgte den Schachtelsätzen, Einschüben, Zwischenbemerkungen, skurrilen Einfällen und überraschenden Vergleichen und freute sich am funkelnden Schatz der Sprache, an den gestorbenen Worten, die beim Lesen wieder quicklebendig wurden. Ein gespannter Geist entspannt die Seele. Aber wie oft schafft man das?

Schlüter ließ das Buch sinken, als Christa in das Wohnzimmer trat, ihr forscher Schritt verhiess Stress.

»Die Tomaten müssen rein«, sagte sie. »Kannst du mir helfen?« Ihre Hände waren erdig von der Arbeit im Rosenbeet. Seit dem Umzug war sie an den Wochenenden hyperaktiv. Sie vernachlässigte sogar ihre Lieblingslektüre, die englischen Meister des 19. Jahrhunderts. »Ich wasch mir die Hände und mach uns in der Zeit was zu essen. Willst du einen Rotwein?«

Schlüter nickte und erhob sich. »Dein Wunsch ist mir Befehl!«

Nur noch der Maulwurf auf dem Rasen übertraf Christa an Aktivität, er arbeitete die Gartenwoche durch, sogar nachts, und jeden Morgen bewunderte Christa die neuen Hügel, mit denen er ihren Rasen verzierte. Sie sei seine Freundin, sagte sie, es sei ihr eine Ehre, mit dem Herrn Grabowski den Garten zu teilen, man könne viel von ihm lernen, in puncto Fleiß, Kraft, Ausdauer und Akkuratessse. Für Maulwurfmörder und - vergrauler hatte sie kein Verständnis.

Es sei eine kalte Nacht angekündigt, erklärte Christa, die Pflanzen müssten in die Sicherheit des warmen Wohnzimmers gebracht werden, damit sie nicht erfrieren. Man schrieb den 8. Mai. Die Eiseiligen standen bevor, gefolgt von der kalten Sophie, das waren die gefährlichsten Tage im Jahreslauf des Gärtners, die zarten Pflanzen, gerade gekeimt, gerieten in Gefahr und die Ernte stand auf dem Spiel, noch bevor der Gartensommer begonnen hatte.

Minuten später tastete Schlüter sich, in jeder Hand einen tönernen Tomatentopf, durchs Dunkel zur Terrassentür. Seine träge gewordenen Leseaugen taugten noch nicht für die Gartenarbeit, weshalb er gegen die Gießkanne stieß und seine Sandalen flutete, erschrocken einen Ausfallschritt versuchte, gegen den Tritt stolperte und endlich das Gleichgewicht verlor. Um sich zu retten, warf er die Töpfe von sich, stürzte dennoch und schlug mit dem Kopf gegen die Tür. Verrenkt blieb er liegen.

»Alles in Ordnung?«, hörte er Christa rufen.

Es knirschte im Kopf. In den Fingern der rechten Hand tirilierte ein falsches Lied, während sich der metallische Geschmack von Blut in Schlüters Mund ausbreitete. Er behorchte das Knirschen. Wahrscheinlich alle Zähne locker. Jedenfalls die, die noch übrig waren nach dem Besuch beim Zahnarzt vorgestern. Er befühlte Zähne und Gaumen mit der Zunge. Die neue Lücke fühlte sich riesig an. Und sie war es auch. Sie hinderte ihn seit vorgestern an unbefangenen Lachen. Zwei hatte der Zahnarzt ziehen müssen.

»Lebst du noch?«

Der Kiefer wuchs und wurde steif. Der Fuß brummte. Wenn er sich langsam bewegte, zerbrach vielleicht nichts. Nicht noch mehr.

Schlüter schob sich zurück in die Hocke und ächzte leise. Gemüseanbau, verfluchter! Und wenn etwas gebrochen war? Es summte auch im rechten Fuß, das merkte er erst

jetzt. Wie sollte es ein Rettungswagen bis in diese Gegend schaffen, in der man bei Nebel an der eigenen Einfahrt vorbeifuhr? Man war auf sich allein gestellt, wie zu Zeiten der Moorkolonisation vor zweihundertfünfzig Jahren. Aber Tomaten, das musste sein. Freilandtomaten. Die kannten damals nur die Indianer, die bekanntlich der modernen Zivilisation die wichtigsten Nahrungsmittel hinterließen. Bis vor kurzer Zeit waren die Leute bestens ohne Tomaten ausgekommen, sogar ohne Kartoffeln; sie hatten Klüten und Grütze gegessen, und jetzt bildete man sich ein, nicht ohne Tomaten leben zu können. Das Gesicht fühlte sich an wie ein hart aufgepumpter Fahrradreifen. Schlüter überlegte, an welcher Stelle er zuerst seinen körperlichen Verfall prüfen sollte.

»Wo bist du eigentlich?«

Er entschied sich für den Fuß. Er drehte sich um, setzte sich auf Pflanzerde, Tomatengrün und zerschellte Töpfe und tastete nach seinen unteren Extremitäten. Alles in Zeitlupe. Fühlte sich taub an. Wer baute Tomaten noch selbst an? Wer setzte sein Leben dafür aufs Spiel? Auch wenn es sich um die Königin der Gemüsepflanzen handelte, wie Christa behauptete. Vielleicht war doch nichts gebrochen?

»Warum antwortest du nicht!?«

Jetzt das Gesicht. Der Kiefer fühlte sich stramm an wie ein Lkw-Reifen.

»Ahhh.« Die Stimme jedenfalls funktionierte noch.

»Was hast du gesagt?«

Schlüter betastete seine Unterlippe. Schlauchboot. Dahinter schien es noch fest. Diese Freilandtomaten waren komplizierte Gewächse. Sie vertrugen keine Kälte. Schon Temperaturen unter acht Grad führten zu Wachstumsstörungen. Die gute Ernte stand auf dem Spiel. Da waren ein paar Zähne natürlich egal. Ob er die ein paar

Jahre früher oder später abgeben würde. Zum Tomatenessen brauchte man keine Zähne.

»Peter, so antworte doch!«

Schlüter zog sich mit der gebrochenen Hand die Hollywoodlippe vor und tastete mit der guten Hand die lädierte Zahnreihe ab. »Ahhh.«

Die Tür ging auf, das Licht aus dem Wohnzimmer traf den Verletzten ins Gesicht.

»Was machst du denn da, fehlt dir was?«

»Jaaa ...«

Christa ging vor Schlüter auf die Knie. »Und was?«

»Zähne«, nuschelte er.

Und dann hörte er das Telefon klingeln. Es hörte sich irgendwie bedrohlich an. Immerhin, eine Verbindung zur Außenwelt gab es. Und die Ohren waren nicht beeinträchtigt.

»Was sagst du da?!«

»Zähne«, nuschelte Schlüter und griff nach Christas Hand. »Eisheilige verdammte Schafskälte! Ich hasse Tomaten!«

Das Telefon klingelte immer noch. Musste das gerade dann sein, wenn die Frau vor dem Manne kniete?

Christa war verschwunden. Sie murmelte in der Stube.

Schlüter wusste, das war eine Bürosache. Sie waren vom Mist in die Jauche geraten. Sie waren aus der begrenzten Anonymität, die eine langweilige Kleinstadt namens Hemmstedt bot, ins Hollenflether Moor gezogen, nach Engelsmoor, wo jeder jeden kannte und man im Scheinwerferstrahl nachbarlicher Neugier lebte. Privatsphäre war eine Erfindung der Neuzeit, des arbeitsteiligen modernen Lebens, das auf dem Lande noch keinen Einzug gehalten hatte. Wenigstens hätten sie ihre neue Privatnummer nicht ins Buch eintragen lassen sollen, aber Christa hatte gemeint, man dürfe sich nicht zu sehr abschotten, sonst würden die Nachbarn denken, Schlüters

hielten sich für etwas Besseres. Man soll sein Handeln nicht vom Urteil der Leute abhängig machen, dachte Schlüter, das zerstört die Unabhängigkeit, für die die Vorfahren gestorben sind.

Christas Silhouette erschien im Dunkeln, er hoffte, sie würde ihn trösten, seine Wunden verbinden, ihn liebkosen. Aber ihre Hände taten nichts dergleichen, sie verdeckten nur die Sprechmuschel und hielten eine der filterlosen Feierabendzigaretten, ihr dünner Rauch verflüchtigte sich in der Nacht und nervte wahrscheinlich die Fledermäuse.

»Henry, von Diedrich Schlichtmann der Sohn«, flüsterte sie.

Schlüter nuschelte erneut Unverständliches. Er war schwer verletzt und konnte nicht telefonieren. Er brauchte Zuwendung.

Christa verschwand wieder im Flur.

Schlüter blieb sitzen. Er drehte und streckte den Fuß. Schien zu funktionieren. Mit der lädierten Hand machte er ein paar Übungen. Greifen, Schwenken, Schütteln. Sie funktionierte auch. Der Schmerz ließ nach.

Zehn Minuten später schlürfte Schlüter statt des Rotweines einen adstringierenden Salbeitee aus eigenem Anbau auf seinem Lesesessel. Christa hatte ihm Arnikasalbe aufgetragen, ihre zärtlichen Hände heilten mehr als die Medizin. Gesundes Landleben. Man verletzte sich bei gefährlichen Tätigkeiten und heilte sich mit selbst gezogenen Kräutern. Die Zähne, die ihm der Zahnarzt gelassen hatte, waren noch drin, nur eine wulstig aufgequollene Fleischwunde innen an der Unterlippe störte. Christa rauchte schon wieder, ob vor Schreck oder aus Genuss – er fragte nicht.

»Schlichtmann bittet dich, sofort rüberzukommen«, behauptete Christa ernst. »Er sagt, es geht um Leben und Tod.«

Das fehlte noch.

Schlüter seufzte und betastete mit der Zunge die Wunde an der Lippe. Das wütende Brüllen eines Motors drang durch das Dunkel der heraufziehenden Nacht. Es schwoll auf und ab, starb fast, würgte kraftlos, und dann heulte es wieder auf und war lauter als zuvor. Schlüter lauschte.

»Hörst du?«

Christa nickte.

»Was hat das zu bedeuten? Um diese Zeit!«

»Keine Ahnung. Klingt so, als wär das bei Schlichtmanns.«
Christa schüttelte den Kopf und atmete tief durch.
»Morgen«, sagte sie. »Ich habe gesagt, du bist nicht da, und dass wir morgen Vormittag vorbeikommen.« Kleine Lügen erleichtern den Alltag.

Mit dem Abendtau stieg der Geruch von frischem Gras, Gülle, überjährigem Silo und erwachender Erde auf und wehte kühl durch die halb offene Tür herein. Christa wollte sie schließen. Ein schwankender Schatten, ein lautloser Flügelzug strich vorüber.

»Hast du den gesehen? Ein Kauz!«

Schlüter nickte. Der Kauz war auch ein ehrenwerter Gast.

»Komm«, sagte sie. »Lass uns essen.« Sie streckte ihm die Hand hin. »Steh auf, alter Krieger. Ich topfe die Tomaten neu ein, die du weggeschmissen hast. Zum Glück habe ich ein paar Pflanzen zu viel gezogen. Nach der Schlacht gibt's den Rotwein. Und bis morgen kein Wort.«

»Pflegestufe zwei«, ächzte Schlüter und drückte sich hoch. Wieder dröhnte der Motor böse durchs Moor. Unheil verkündend, dachte Schlüter. Seit wann hören sich Motoren Unheil verkündend an?

2. Kapitel

In dem wir der Hauptperson dieser Geschichte, Horst Kurbjuweit, eine Weile zusehen

An diesem Maiabend, an dem das Präludium zum Sommerkonzert gegeben wird und die ersten bunten Bänder flattern, sitzt Horschi Kurbjuweit in seiner dunklen Küche, mit den tatenlosen Händen auf dem Tisch, auf einer freien Fläche, die nicht größer ist, als sie ein Teller braucht oder ein Frühstücksbrett. Links stapeln sich Zeitungen, rechts die Prospekte des regionalen Handels und dazwischen lauter verschieden große Zettel, die er aus den Blättern eines linierten Schreibheftes gerissen hat. Obenauf der Kugelschreiber, mit dem er sie beschrieben hat, in einer ordentlichen Schuljüngenschrift. Kurbjuweit starrt auf diese Zettel. Wenn er seinen Blick heben würde, träfe der auf das Fenster gegenüber, dessen Jalousie geschlossen ist, wie immer. Unter dem Fenster sieht man die Anrichte, rechts die Spüle, über der ein Geschirrschrank hängt, daneben steht der Herd. An der linken Seite ist die Tür zum Flur, rechts davon der Kühlschrank. Alles alte Sachen, verschlissen, olivgrün. Hinter Kurbjuweit ist nur noch die Wand. Über der Spüle brennt eine kleine Lampe, die ein müdes Licht auf Kurbjuweits Glatze wirft, sein gebeugtes Gesicht liegt im Schatten, es ist gelb wie bei einem Leberkranken.

Kurbjuweit denkt darüber nach, wann es angefangen hat. Er hat nichts zu tun, denn er ist seit fast einem Jahr krankgeschrieben, deshalb denkt er schon seit Stunden. Darüber ist der Abend gekommen.

Manchmal treten Dinge in dein Leben und du merkst es nicht. Nach einiger Zeit stellst du fest, sie sind Bestandteil deines Lebens geworden, aber du weißt nicht, wann. Zum